

nischen Mittelalter noch einiges zu erwarten sein. Zu erwähnen ist hier das Heptateuchon des Thierry von Chartres, das die erste Analytik enthält; Jakob von Venetien, Übersetzer der Analytika u. a.; vgl. Geyer, Die patrist. u. scholast. Philos. (1928) 146 a. Ferner ist zu nennen Gerhard von Cremona, der die Anal. Post. mit dem Kommentar des Themistius übertrug. Bei ihm muß man gegebenenfalls mit arabischer und griechischer Vorlage rechnen. Genauere Aufschlüsse über die lateinischen Übersetzungen darf man sicher von den Arbeiten erwarten, die sich mit dem Aristoteles Latinus befassen.

Einleitung und Kommentar verraten eine vorzügliche Vertrautheit mit dem Denken des Stagiriten und enthalten eine Fülle feiner sprachlicher Beobachtungen. Über Einzelheiten läßt sich streiten, wie es in der Natur der Sache liegt. So scheint uns die Ablehnung der Lesart von Bekker und Waitz zu 48b20 aus rein grammatischen Erwägungen nicht stichhaltig. Ergänzt man bloß einen Infinitiv, wie R. es S. 407 will, braucht man $\delta\tau\epsilon$ nur endbetont zu lesen wie 48b10. Oder man faßt $\epsilon\sigma\tau\iota\ \delta\delta\ \delta\tau\epsilon$ als $\epsilon\nu\lambda\omicron\tau\epsilon$ — vgl. 48a31 — und ergänzt $\sigma\upsilon\mu\beta\alpha\lambda\iota\nu\epsilon\iota$ mit einem passenden Infinitiv, so hat es auch keine Schwierigkeit. Denn in beiden Fällen tritt die Verneinung zum Infinitiv, und die ist meistens $\mu\acute{\eta}$, wie K. W. Krüger, Griech. Sprachlehre (1875) 301, mit Recht bemerkt. Nur wenn bloß ein Verbum finitum, etwa $\lambda\acute{\epsilon}\gamma\epsilon\tau\alpha\iota$, ergänzt würde, wäre $\mu\acute{\eta}\tau\epsilon$ unstatthaft. Im Anschluß an Shorey weist R. S. 27 auf den Zusammenhang der Auffassung des Aristoteles vom Syllogismus mit Plato, Phaedr. p. 104 E ff. hin. Für die Induktion darf man wohl auf eine andere Stelle bei Plato verweisen, nämlich Phaedr. p. 270 D. Dort ist auch Hippokrates erwähnt, und dieser Name führt uns zur altgriechischen Heilkunde. Daß die Tätigkeit des Arztes das gegebene Feld für die Einzelbeobachtungen und die daraus zu ziehenden Folgerungen war, liegt auf der Hand. Man denke nur an De diaeta (Induktion!) und De prisca medicina (Methodisches Verfahren) im Corp. Hippocrat. Überhaupt dürfte eine bessere Kenntnis der ionischen Wissenschaft, von der sich deutliche Spuren bei Herodot finden, uns noch wertvolle Fingerzeige geben zum tieferen Verständnis der wissenschaftlichen Haltung des Aristoteles.

Zur Erklärung hat R. altes und neues Schrifttum benutzt, unter letzterem auch das oben erwähnte Buch von A. Becker. Daß man dessen Ergebnisse nicht in allem beipflichten muß, zeigt die Kritik und Ergänzung, die O. Becker, selbst Logistiker, in der DLZ (1935) Sp. 581 ff. gegeben hat. Mit der Logistikforschung der letzten Jahrzehnte ist allerdings manches fraglich geworden in der Auslegung auch des Aristoteles. Sicher bedarf seine Logik der Ergänzungen; vgl. kurz hierüber O. Becker, Einführung in die Logistik, vorzüglich in den Modalkalkül (1951) 26 f. Für die aristotelischen Ansichten erhebt sich besonders die Frage, welches ihr Verhältnis zur stoischen Logik ist. Der polnische Logistiker Lukasiewicz hat die Behauptung aufgestellt, die Lehre des Stagiriten enthalte bereits alles Wesentliche für die weitere Entwicklung zur stoischen Logik hin. Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn dies zuträfe, wohl gewisse Lehrpunkte auch in der Analytik anders gedeutet werden müßten. Es gibt Schwierigkeiten und Unstimmigkeiten darin, die R. gewissenhaft aufgedeckt und zugegeben hat. Lassen sie sich vielleicht von logistischer Sicht her beheben? Vgl. jetzt zu dieser nicht leichten Frage die Arbeit von Antoinette Virieux-Reymond, La Logique et l'Épistémologie des Stoiciens. Leurs rapports avec la logique d'Aristote, la logistique et la pensée contemporaines, Lausanne 1949, und das Buch von I. M. Bochenski, Ancient Formal Logic, Amsterdam 1951.

Einem dringenden Wunsch, der uns auch von anderer Seite geäußert wurde, möchten wir hier Ausdruck geben: daß auch von diesem Texte, wie bei der Physik, eine editio minor bald herausgebracht werde! Herausgeber und Verlag dürften des Dankes und der Anerkennung auch für dieses neue Verdienst um die Aristotelesforschung sicher sein!

W. Kutsch S. J.

Lerch, D., *Isaaks Opferung, christlich gedeutet. Eine auslegungsgeschichtliche Untersuchung* (Beiträge zur historischen Theologie 12). gr. 8° (XVII u. 290 S.) Tübingen 1950, Mohr. DM 25.60.

Die Auslegungsgeschichte einer wichtigen Perikope der Hl. Schrift gründlich zu untersuchen, ist eine sehr mühsame Aufgabe; aber sie ist nicht nur für den Theologie- und Exegesegechichtler interessant und wichtig, sondern stellt auch für die eigentliche exegetische Arbeit ein wertvolles Hilfsmittel dar. Denn im Ringen so vieler Geister um den Gehalt eines Textes wird — ganz gleich, ob sie ihn angemessen erfaßt haben oder nicht — dessen Tiefe und Problematik in besonderer Lebendigkeit sichtbar und läßt erkennen, wo in der Auslegung neu anzusetzen, zu korrigieren oder weiterzubauen ist, um den ganzen Schatz des Wortes Gottes zu heben. L. legt hier eine solche Untersuchung von hohem geistigen Niveau vor. Gn 22 ist in mancher Hinsicht ein idealer Text für eine derartige Studie. Denn es liegen Fragen darin beschlossen, die letzte religiöse und theologische Tiefe vom Ausleger fordern und die in ihrer Vielschichtigkeit sehr verschiedene Auffassungen in der Einzelausdeutung und besonders in der Zueinanderordnung der einzelnen Elemente ermöglichen.

L. setzt mit seiner Untersuchung bereits bei der jüdischen Exegese des Abschnittes (Rabbinen, Josephus, Philo) an. Es zeigt sich, daß schon hier religiöse und theologische Kernprobleme der Perikope lebhaft empfunden sind, zugleich aber auch schon eine Typologie und Allegorie betrieben wird, die dem Text nicht immer konform ist. Als erste christliche Auslegung — das NT wird nicht gesondert behandelt — stehen die vier Melitofragmente des 2. Jahrhunderts, die sich nur mit der typischen Deutung des Textes befassen in der zweifachen Form, die später so oft wiederkehrt: Isaak — Christus; Widder — Christus. Über die Väterzeit hinaus „hat die von Origenes gegebene Gesamtauslegung von Gn 22 nach der darin bestimmenden religiös-theologischen Betrachtungsweise fast die ganze spätere Entwicklung vorweggenommen“ (6), mag auch im einzelnen noch manches mehr ausgebaut und hinzugekommen sein. Ein besonderer Unterschied zwischen östlicher und westlicher Deutung zeigt sich in der Väterzeit nicht. Im Mittelalter wird besonders auf die bedeutende Auslegung Ruperts von Deutz hingewiesen und späterhin eine mit der Aufgabe des nachgerade zur Routine gewordenen vierfachen Schriftsinnes verbundene ernsthafte Rückkehr zum Text als Fortschritt gebucht. Mit besonderer Sorgfalt wird sodann die Auslegung der beiden großen Reformatoren (Luther, Kalvin) analysiert. Inhaltlich auf der Tradition fußend, bieten sie nicht sachlich etwas unbedingt Neues, sondern ihre Größe liegt in der existentiellen Eindringlichkeit, mit der sie ihre religiös-theologischen Fragen an den Text richten und, indem sie ihn ganz unter die Frage der Glaubensversuchung und -bewährung stellen, zu einer so kraftvoll geschlossenen Deutung kommen, wie sie bisher wohl nie vorgelegt war. Doch wird man sich fragen müssen, ob das ohne weiteres auch exegetische Vollkommenheit ist. Diese eindrucksvolle Geschlossenheit scheint eher durch ein Abstrahieren von Zügen, die auch im Text liegen, gewonnen zu sein, und vor allem durch ein Zurücktreten der heilsgeschichtlichen Ausrichtung, auf die wir gleich zurückkommen. Es ist deshalb, mehr als L. es erkennt, auch sachlich begründet, daß auch die offenbarungsgläubigen nachreformatorischen Exegeten — auf diese neuere Zeit wird nur ein kurzer Ausblick gegeben — ihren Häuptern so wenig Gefolgschaft leisten. L. ist an sich nicht blind gegenüber den Mängeln der reformatorischen Deutung, erscheint aber dennoch mehr von ihr beeindruckt, als für den Historiker gut ist.

Damit wird eine grundsätzliche Schwierigkeit berührt, mit der eine solche Studie notwendig zu ringen hat und die von ihrer methodischen Art her verständlich wird: Es ist L. nicht so sehr darum zu tun, eine vollständige Bestandsaufnahme dessen vorzulegen, was die einzelnen Exegeten zum biblischen Text gesagt haben, noch auch die literarischen Abhängigkeiten aufzuspüren, sondern seine Arbeit ist mehr problemgeschichtlich ausgerichtet. Darum wird schon in der Einleitung auf die inhaltlichen und formalen Hauptfragen dieses Textes hingewiesen, die sich jedem eindringenden Interpretieren stellen mußten, und dann im Laufe der Darstellung stets nicht nur referierend, sondern auch wertend aufgezeigt, wie die einzelnen Ausleger diese Fragen gehandhabt haben. Eine solche Methode läßt die exegetische Kapazität des einzelnen Auslegers wie

auch Wert und Unwert der verschiedenen exegetischen Methoden sehr unmittelbar hervortreten. Aber sie ist auch nicht ohne Gefahr. Denn die ruhige Objektivität der historischen Darstellung wird grundlegend davon abhängig, daß der Forscher selbst eine unbedingt richtige Sicht vom Sinn und von den Problemen des Textes hat; sonst kann sowohl seine Auswahl wie auch seine Bewertung der Exegeten leicht einen subjektiven Akzent bekommen. Man wird ohne Einschränkung anerkennen, daß L. mit dem Streben nach äußerster Objektivität und Sorgfalt gearbeitet hat. Dennoch erscheinen uns seine Feststellungen an manchen Stellen nicht frei von der Begrenzung seiner eigenen Auffassung vom Text und von dessen Deutung. Die durchweg zu abwertende Beurteilung der typologischen Auslegung, die doch nicht notwendig einem tieferen Eindringen in den Text selbst hinderlich sein muß, sei nur erwähnt; wichtiger ist die Frage nach dem Gesamtsinn von Gn 22, in der L. im wesentlichen bei den Reformatoren stehen zu bleiben scheint. Aber es dürfte aus dem Gesamt der Abraham-Erzählungen und der Genesis heraus klar sein, daß er nicht in dem personal-religiösen Anliegen von Versuchung und Bewährung liegt wie bei den Reformatoren — die Frage sola fides oder meritum ist hier zunächst gleichgültig —, sondern daß der ganze Bericht wesentlich heilsgeschichtlichen Sinn hat und darum erst in der *Schwur*-verheißung kulminiert, die nicht eben „bei dieser Gelegenheit“ gegeben ist, sondern auf die die ganze Prüfung mit ihrer absoluten Infragestellung der bisherigen Verheißungen innerlich hingerichtet ist, wie es auch der Text durch die starke Kausalverknüpfung ganz deutlich macht. Auf diesen Höhepunkt ist deshalb die Auslegung alles Vorausgehenden auszurichten. Es verliert dadurch nichts an seinem äußersten persönlichen Ernst, durch den der Gottesschwur erst sein volles Licht bekommt, aber es wird so erst in seiner umfassenden, überpersönlichen Bedeutung, die es tatsächlich gehabt hat, sichtbar. Ob man dann allerdings noch ohne ein richtig verstandenes meritum dem Text voll gerecht werden kann, ist eine andere Frage.

J. Haspecker S. J.

Quasten, J., *Patrology*. Vol. I: *The Beginnings of Patristic Literature*. gr. 8° (349 S.) Utrecht-Brussels 1950, Spectrum Publishers. Fl. 16.50.

J. Quasten, vormals Professor an der Universität Münster, seit 1938 Inhaber des Lehrstuhls für Alte Kirchengeschichte und Christliche Archäologie an der Katholischen Universität von Amerika, Washington, hat es sich zur Aufgabe gestellt, für den englischen Sprachbereich eine brauchbare Einführung in die christliche Literatur zu schaffen. Er krönt damit eine erfolgreiche Tätigkeit zur Förderung der patristischen Studien in Amerika. Dem Werk liegt die Absicht zugrunde, durch Einarbeitung der englischen Literatur ausländische Patrologien zu ergänzen, was gewiß auch der nicht englisch sprechende Benützer in bibliographischer Hinsicht dankbar begrüßen wird. Die Gestalt des Werkes wird weiterhin geprägt von dem Wunsche, den Studierenden unmittelbar mit den Werken der Väter selber bekanntzumachen, weshalb zum Teil ausführliche Texte angeführt werden. Ziemlich umfangreiche dogmengeschichtliche Analysen kommen zu den literargeschichtlichen Ausführungen hinzu. Das ganze Werk ist auf vier Bände berechnet, in denen die lateinische Literatur bis Gregor I. oder Isidor von Sevilla, die griechische bis Johannes Damascenus bearbeitet werden soll.

Der Aufbau des I. Bandes, der die frühchristliche Literatur bis Irenäus behandelt, unterscheidet sich nicht wesentlich von der uns durch die Patrologie B. Altaners vertrauten Anordnung des Stoffes. Vielleicht ist es erlaubt, hier auf einen Punkt aufmerksam zu machen, der freilich mehr für die Dogmengeschichte von Bedeutung ist, aber sicherlich auch von der Literaturgeschichte her einer Beachtung wert zu sein scheint. Er ist in etwa in dem vorliegenden Bd. angedeutet (106 107): es handelt sich um den Vulgärcharakter eines Teiles der frühchristlichen Literatur. In der „Vulgarität“ liegt ohne Zweifel ein besonderes Merkmal zahlreicher literarischer Erzeugnisse der zur Frage stehenden Epoche. Ihre Elemente herauszuarbeiten ist geboten sowohl durch das Milieu, dem die (näher zu bestimmenden) Schriften entstammen, durch den Stil und die Eigenart der theologischen Konzeption und Darstellung. Das gilt in